

## PREDIGT 40

*Modicum et iam non videbitis me* (Joh. 16, 16)

Referat Claus Henneberg am 28. April 2014

Die vorliegende PREDIGT steht in engem inhaltlichen Zusammenhang mit der wohl ebenfalls nach der Rückkehr vom ersten Pariser Magisterium verfassten PREDIGT 37. Hier wie dort geht Eckhart der Frage nach, was „ein Kleines und Weniges“ bedeuten mag, das die Seele hindert, Gott zu finden. Und wir werden sehen, dass der Meister wiederum zum „Buch der Liebe“ greift, um den Sachverhalt zu klären.

In Eckharts Übersetzung lautet das Jesuswort: „Über ein kleines oder ein wenig, und alsbald (miteins) werdet ihr mich nicht sehen.“ Der Grund dafür ist, dass „alle Kreaturen, die Gott je erschuf oder erschaffen könnte, wenn er wollte, (...) ein wenig oder kleines gegen (im Vergleich zu) Gott“ sind. Über sie als Vermittelndes ist es unmöglich, Gott direkt zu sehen. „Solange noch irgendetwas von Kreatur in dich leuchtet, solange siehst du Gott nicht, wie klein es auch sein mag. (...) Die Seele, die Gott finden soll, die muss alle Kreaturen überhüpfen und überspringen“ (vgl. Hoheslied 3, 2). Dann gelangt sie in „eben die gleiche Liebe, mit der Gott die Seele liebt, (...) und diese gleiche Liebe *ist* der Heilige Geist.“

Im Folgenden diskutiert Magister Eckhart die sich widersprechenden Meinungen von Aristoteles und Demokrit über das Vermittelnde, um schließlich beider Standpunkte zu vereinen. Behauptet Demokrit: „Läge kein Vermittelndes dazwischen, so könnte das Auge eine Ameise am Himmel wahrnehmen“, so beharrt Aristoteles auf der Voraussetzung des Sehens selbst: „Wäre kein Vermittelndes, so sähe mein Auge (überhaupt) nichts.“ Der Hinderungsgrund ist für Demokrit die Stofflichkeit (mhd. *gropheit*) des Gegenstands, die nicht ohne weiteres in den Gesichtssinn übergehen kann. Gäbe es aber nach Aristoteles nichts Stoffliches an einer Ameise oder einer Hand, das sie als Bild erscheinen ließe, könnten sie gar nicht gesehen werden. Freilich müssen sie „(erst) geläutert und verfeinert werden in der Luft und im Lichte, und (dann) als Bild in mein Auge hineingetragen werden.“

Auf die Gotteserkenntnis angewendet, bedeutet ersteres, dass die Seele, „wäre kein Vermittelndes, (...) ohne weiteres Gott sehen“ würde; „denn Gott kennt kein Vermittelndes, er kann auch kein Vermittelndes dulden. Wäre die Seele gänzlich entblößt oder enthüllt von allem Vermittelnden, so wäre (auch) Gott für sie entblößt oder enthüllt und gäbe sich ihr Gott gänzlich.“ Er ist *actus purus*, also absolute Aktualität (Kommentar DW). Gott und Seele stünden dann im selben Verhältnis wie Leib und Seele, zwischen denen es auch nichts Vermittelndes gibt, wenn „rechte Einigung vorhanden“ ist. „Da dem bei leiblichen Dingen (schon) so ist, so trifft es um vieles mehr bei geistigen Dingen zu. (...) Willst du die Wahrheit lauter erkennen, so lege ab Freude und Furcht, Zuversicht und Hoffnung und Pein (...) – das alles ist Vermittelndes. Solange du es ansiehst und es hinwiederum dich ansieht, solange siehst du Gott *nicht*“ (Boethius, *Consolatio I*, metrum 7). Bedarf es hingegen nach Meinung des Aristoteles eben doch der Stofflichkeit des Gegenstands, der „geläutert und verfeinert“ wird, damit es „als Bild in mein Auge hineingetragen wird“, erhebt sich die Frage nach der

Vermittlungsfunktion des Bildes selbst. Da ich „dieses Bild (...) nicht in einem anderen Bilde oder in einem Vermittelnden“ sehe, ist „das Bild (selber) das Vermittelnde (...) und nicht ein anderes Vermittelndes, denn Bild ist ohne Bild und Laufen ohne Laufen – es verursacht wohl das Laufen; (...) daher ist Bild ohne Bild, denn es wird nicht gesehen in einem anderen Bilde.“ Mit dieser Feststellung hat Eckhart die sich scheinbar ausschließenden Thesen der beiden Philosophen zur Übereinstimmung gebracht und folgert: „Das ewige Wort *ist* das Vermittelnde und das Bild selbst, das da ohne Vermittelndes und ohne Bild ist, auf dass die Seele im ewigen Worte Gott begreife und erkenne unmittelbar und ohne Bild.“

Es handelt sich also um die geistige Schau Gottes in seinem ewigen Wort, die durch die Kraft der Vernunft als Seelenvermögen bewirkt wird. „Sobald sie Gottes gewahr wird oder ihn schmeckt“, weist diese Kraft fünf Eigenschaften auf, die Eckhart der Reihe nach darlegt. Kurz gefasst sind das folgende:

Erstens: Sie löst ab vom ‚Hier‘ und ‚Nun‘ (mhd. *nu*; s. *Stichwort*), das heißt von jeglicher Festlegung auf Raum und Zeit.

Zweitens gleicht sie nichts und „gerade damit gleicht sie Gott.“ Um ihm aber auch gleich zu *werden*, „jagen und wirken alle Kreaturen von Natur aus“ auf Gott zu, um ihn zu finden.

Drittens ist diese Kraft der Seele „lauter und unvermischt“, weil sie wie Gottes Natur „keinerlei Vermengung noch Vermischung dulden kann.“ Eckhart, der ‚*lebmeister*‘, folgert daraus: „Ein Mensch (...), der auf nichts gegründet wäre und an nichts haftete, ein solcher Mensch bliebe völlig unbewegt, wenn man auch Himmel und Erde umkehren würde.“

Viertens: Weil Gott „allwegs im Allerinnersten wohnt“, ist auch „die Vernunft allwegs nach innen suchend.“ Sie unterscheidet sich damit von der anderen, geschwisterlichen Seelenkraft, dem Willen (lat. *voluntas*), „der hingegen nach außen geht“ und im Geliebten „vollends sein Genügen findet.“ Die im Allerinnersten suchende Vernunft jedoch findet Gott wie er ist, weil sie eines Wesens mit ihm ist; denn: „Nimmermehr kann ich Gott sehen, wenn nicht in demselben, darin Gott sich selber sieht. Daher spricht ein Heiliger (Sankt Paulus): Gott wohnt in einem Lichte, zu dem es keinen Zugang gibt“ (1 Tim. 6, 16). Menschenfreundlich fügt Eckhart hinzu: „Niemand verzage hierum: wohl befindet man sich auf dem Wege oder auf dem Zugange, und das ist gut.“

Fünftens: Weil die Vernunft ein Bild ist, das mit dem Urbild „so völlig eins und miteinander vereint (ist), dass man da keinerlei Unterschied erkennen kann. (Selbst) Gott mit seiner Allmächtigkeit vermag da keinerlei Unterschied zu erkennen, denn es wird miteinander geboren und stirbt auch miteinander.“ Selbstverständlich ist damit nicht gemeint, dass mit dem natürlichen Tod des Menschen auch sein Geist (lat. *intellectus*) stürbe. Nur „wenn das Bild, das nach Gott gebildet ist, verginge, (...) verginge auch das Bild Gottes“, denn „Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn“ (1. Mose 1, 27 a). Wir bekommen hier einen tiefen Einblick in die Bildlehre Eckharts und seine Gewissheit von der Unsterblichkeit der Seele in ihrer höchsten Kraft.

Eckhart wollte „*ein* Wort sprechen – ihrer aber sind zwei, ihrer sind drei geworden.“ Er kehrt noch einmal zur Definition der Vernunft als einer „nach innen suchend(en)“ höchsten

Seelenkraft zurück und ermahnt seine Zuhörer: „Nun hört mir gut zu! Vernunft blickt hinein und durchbricht alle Winkel der Gottheit und nimmt den Sohn im Herzen des Vaters und im Grunde und setzt ihn an ihren Grund. (...) Ja, in voller Wahrheit: ihr genügt's so wenig an Gott wie an einem Stein oder an einem Baum. Sie (...) nimmt es (das göttliche Sein) *in principio*, im Beginn, wo Gutheit und Wahrheit ihren Ausgang nehmen, noch ehe es irgendeinen Namen gewinnt, noch ehe es ausbricht, nimmt es in einem viel höheren Grunde, als es Gutheit und Weisheit sind. - Ihrer Schwester, dem Willen, dem genügt's wohl an Gott, sofern er gut ist. - Die Vernunft aber, die scheidet alles ab und geht ein und bricht durch in die Wurzel, wo der Sohn ausquillt und der Heilige Geist ausblüht.“ Wir wissen, dass der Heilige Geist der Geist der Liebe ist, der aus dem Herzen Gottes blüht.

(Stichwort: *Vernunft*)